

Vielfalt im Judentum

Ein biographischer Zugang¹



Liliane Apotheker²

Sehr geehrte Damen und Herren,

erlauben Sie mir zunächst, Pfarrerin Barbara Rudolph herzlich für die Einladung zu dieser Tagung und dafür zu danken, alles getan zu haben, um meine Teilnahme zu ermöglichen. Meine Muttersprache, in der ich denke und schreibe, ist Französisch; Deutsch ist die Sprache, die ich immer mit meiner Mutter gesprochen habe, ohne sie jemals wirklich zu lernen. Ich bitte daher um Entschuldigung für Grammatikfehler und meine Vokabellücken.

Übersetzungen sind sehr sensibel. Wenn man in eine andere Sprache übersetzt, versetzt man sich in eine andere Kultur, in ein anderes Denksystem. Das Verständnis in einer anderen Kultur ist nicht dasselbe, die Worte decken nicht unbedingt denselben Begriff ab.

Vielleicht sollte ich hinzufügen, dass es sich mit den Religionen ebenso verhält, sie sind oft wie eine fremde Sprache, manchmal versuchen wir, eine andere Religion mit unserer eigenen religiösen Kultur zu verstehen, sehen aber nicht, dass sie sich eigentlich nicht in einer ähnlichen Weise verhält. Ökumenismus als solchen gibt es nicht im Judentum, das Streben nach Einheit vollzieht sich in einer Weise, die sehr verschieden vom Christentum ist.

¹ Der Vortragsstil dieses Beitrags wurde bewusst beibehalten.

² Liliane Apotheker wurde 1955 in Antwerpen, Belgien, geboren. Ihre Eltern waren Überlebende des Holocaust und emigrierten 1971 nach Israel. Seit vielen Jahren ist sie aktives Vorstandsmitglied der Amitié Judéo-Chrétienne de France. Sie ist Vizepräsidentin des Internationalen Rates der Christen und Juden (ICCJ) mit Sitz in Heppenheim.

Ein Wort noch über meine Bewunderung der deutschen Sprache, die ein kompliziertes Thema in drei zusammengesetzten und durchschlagenden Worten darzulegen vermag, wo es im Französischen, einer weniger begrifflichen Sprache, mehrerer Sätze bedürfte.

Seit 25 Jahren setze ich mich für den christlich-jüdischen Dialog in Frankreich ein, und meine Erfahrungen auf diesem Gebiet haben mich gelehrt, dass der ökumenische Dialog und der interreligiöse Dialog eine große Nähe zueinander haben. Es sind übrigens oft dieselben Personen, die sich aufgrund ihres Verständnisses und ihres Erlebens von Differenz in ihnen engagieren. In Frankreich ist es der hervorragende evangelische Denker Fadiey Lovski, dessen Arbeiten die jüdisch-christliche Freundschaft lange angeregt haben und der die Ökumene in der Beziehung zwischen den christlichen Kirchen mit dem jüdischen Volk zusammengedacht hat. Sein Aufsatz trägt den Titel „La Déchirure de l’Absence“ (wörtlich: „Der Riss der Abwesenheit“, evtl. Anspielung auf Mt 27,51); seine Arbeitshypothese lautet, dass die Beziehung zum jüdischen Volk über den Erfolg des ökumenischen Weges entscheidet. Ohne näher auf seine Hypothese einzugehen, kann man behaupten, dass Dialoge von der Anerkennung der Rechtmäßigkeit der Spiritualität des Anderen ausgehen. Wird diese Rechtmäßigkeit nicht anerkannt, kommt es zu einem Machtanspruch, der nach meinem Empfinden dem Wesen von Spiritualität selbst widerspricht.

Die Anfrage, die an mich für dieses Symposium gerichtet wurde, war, den praktischen Aspekt der Entsprechung von Ökumene im Judentum zu behandeln. Ich werde daher damit beginnen, meine persönliche Erfahrung zu schildern, ausgehend von einer feministisch geprägten Perspektive. Ich wurde in einer traditionell jüdischen Familie geboren, die vor allem die großen jüdischen Feste beging, also die wichtigen gottesdienstlichen Versammlungen im hebräischen Kalender wie Pessach, das Neujahrsfest, den Versöhnungstag und natürlich den Sabbat. Die Synagoge meiner Kindheit war eine orthodoxe Synagoge strenger Observanz, mit scharfer Trennung von Männern und Frauen beim Gebet und allem, was mit dem Kult zu tun hatte, wobei jeder seine traditionelle Rolle übernahm. Genauer gesagt waren die meisten gläubigen Juden wie meine Eltern der Überlieferung verbunden, aber nicht sehr praktizierend. Jedoch war es für sie undenkbar, in einer anderen Synagoge zu beten. Sie fühlten sich in ihr wohl und trafen dort Freunde und ihresgleichen.

Diese Erfahrung erlaubt mir, Ihnen eine erste Schlussfolgerung vorzustellen: Die Anhänger der jüdischen Religion wählen ihre Gottesdienststätte oft nach ihrer Gewohnheit und sozialen Bindung aus, die sie vorfinden, und nicht notwendig nach dem Maß ihrer Zugehörigkeit zur religiösen Praxis. Dies verursacht eine Vielfalt der Gläubigen. Leute, die ih-

ren Glauben mehr oder weniger stark praktizieren, beten ohne Probleme gemeinsam. Die Gebotspraxis ist die große Variable in der jüdischen Religion, aber sie erscheint nicht allein entscheidend bei der Wahl einer Synagoge oder einer Strömung des Judentums.

Als ich erwachsen und selbst Mutter geworden war und ein Leben führte, das sich sehr von dem meiner Eltern unterschied, habe ich eine andere Option gewählt: die Bewegung Massorti. Kurz gesagt ist diese Bewegung ein Mittelweg zwischen jüdischer Orthodoxie und liberalem Judentum. Sie gewährt Frauen denselben Zugang zu allem, was in der Synagoge geschieht, wie den Männern. Die Frauen dürfen aus der Thora vorlesen, haben Zugang zu allen Ämtern, einschließlich dem Rabbinat. Gebetet wird auf Hebräisch. Die Historizität der Texte wird anerkannt. Die Verbindung zu Israel ist stark, und Menschen, die übertreten wollen, werden gut aufgenommen. Es ist mein Wunsch, meinen Kindern ein Judentum zu vermitteln, in dem sie sich voll und ganz wiedererkennen und die Erfüllung finden können, die auch meine Entwicklung bestimmt hat. Ich füge hinzu, dass meine Tochter sehr sensibel für die Stellung der Frau ist, und auch für mich ist das ein entscheidender Punkt. Ich konnte feststellen, dass die Frage der Rechte von Frauen die Männer in meiner Familie weniger angingen als mich. Im Laufe der Zeit spielte jedoch die Tatsache, dass die Familien während des Gebets nicht getrennt sind, auch für sie eine wichtige Rolle. Das Zusammensein der ganzen Familie bei bestimmten Segensfeiern unter ein und demselben Talith, dem Gebetsschal, haben sie überzeugt.

Es gibt im Judentum zahlreiche Strömungen, man könnte sie ausführlich beschreiben, aber dies ist nicht der *Kern* unseres Themas. Gleichwohl könnte man die einfache These aufstellen: Jeder wählt seine Synagoge nach dem Ethos (Verhaltensregeln) aus, das ihm liegt, einer allgemeinen Atmosphäre, die die einzelnen Punkte zusammenfasst, die man für entscheidend hält.

Die vorhandenen zahlreichen Strömungen befinden sich übrigens in dauernder Weiterentwicklung, selbst innerhalb der strengsten Orthodoxie. Die Stellung der Frau, ein Parameter für Modernität in allen Religionen, erschüttert selbst bestimmte Teile der Orthodoxie, die eigentlich unveränderlich erschien, und man kann das Aufkommen einer Bewegung einer feministischen Neu-Orthodoxie beobachten, die sich ausweitet.

Auf der anderen Seite des Spektrums vollziehen sehr progressive Liberale eine Rückkehr hin zu einer Bindung an eine traditionelle Praxis und nähern sich so der Massorti-Bewegung an. Sie lassen dabei aber auch für neue Strömungen Raum, die alles in Frage stellen, erstaunlicherweise selbst den Glauben an Gott. Ich denke an bestimmte Strömungen, die den Humanismus und die Ethik bevorzugen, die sich aus den Heiligen Schriften

ergeben, und die Frage nach der Emunah, dem Glauben an Gott, beiseite-lassen. Alle diese Strömungen können bei Gelegenheit oder wenn es nötig ist zusammen beten, und auch wenn der Wunsch nach Zusammenhalt stärker ist als das, was sie auf ideologischer Ebene voneinander trennt.

Nach meinem Empfinden ist das, was außerhalb der Synagogen, außerhalb der Mauern religiöser Institutionen, passiert, sehr interessant, und ich meine, das trifft auch auf Christen zu. Wir erleben das Aufkommen paralleler Erscheinungen am Rande der traditionellen Strömungen, die den religiösen Institutionen nicht länger zugestehen wollen, alles zu beschlagnahmen.

„Limoud“ ist dafür ein gutes Beispiel. Es handelt sich um ein großes Treffen aus allen Strömungen des Judentums, einschließlich dessen, was seine kulturelle Entwicklung, seine gesellschaftlichen und politischen Einrichtungen, seine Schriftsteller und Künstler, kurz: alles, was sein Wesen, ausmacht. Diese aus England stammende Veranstaltung dauert mehrere Tage und besteht nunmehr in mehreren Ländern. Sie ermöglicht allen ein Treffen um ein Bildungsprojekt, das dabei nicht ausschließlich religiös ist. Dies verdankt sich der großen Bedeutung des Studiums im Judentum, das immer einen herausragenden Platz eingenommen hat.

Ebenso erleben wir sehr interessante Erscheinungen in Israel mit, wo eine große weltliche Öffentlichkeit sich Höhepunkte der (Glaubens)praxis wieder zu eigen macht, zum Beispiel durch die Durchführung einer „Kabbalat Shabbat“, des Beginns des Sabbats, am Strand in Tel Aviv für eine weite, kaum an die Synagoge gewöhnte Öffentlichkeit. Außerdem beobachtet man zahlreiche Menschen, die sich von der Religion getrennt hatten, auf einem Weg beim Textstudium, der gleichermaßen an den Intellekt wie an die Rückkehr zu den Wurzeln anknüpft. All das ist möglich, weil das Miteinander (der Zement) nicht vom Glauben und noch weniger von der Praxis abhängt, sondern vielmehr von der Zugehörigkeit: Wir sind ein Volk mit – nicht zu vergessen – einer Religion. Dieses Gefühl der Zugehörigkeit ergibt ein unwahrscheinliches Kaleidoskop mit einer ganzen Bandbreite von gläubigen und nicht gläubigen Leuten, von ungläubigen praktizierenden Skeptikern und „Normalgläubigen“.

Dieser starke Zusammenhalt kann als wahre Ökumene gelten, und es ist angebracht, seine Triebfedern zu untersuchen:

- Eine selbstverständliche Vielfalt, die immer schon als Reichtum verstanden wurde.

Wir verspüren nicht das Bedürfnis, diese Vielfalt zu überwinden, um sie durch Einheit zu ersetzen. Die biblische Geschichte vom Turmbau zu Babel wurde in der rabbinischen Literatur seit jeher als Lob der Vielfalt begriffen.

- Das jüdische Denken will immer dynamisch sein; es bezieht seinen Antrieb aus dem Eifer und dem Wunsch das zu tun, was der Ewige von uns will.

Das Zentrum der biblischen Erzählung ist dabei das Herz und unsere Beziehung zum Gesetz, zur Thora, die wie in unsere DNA eingeschrieben ist. Diese Beziehung zum Gesetz ist nach meinem Empfinden grundlegend für das jüdische Leben, ob man es nun tut oder nicht.

Das bedeutet nicht, dass wir alle nach der Halacha leben, aber, dass wir uns durch die Beziehung zu ihm definieren. Wenn wir es nicht tun, wissen wir, dass wir es übertreten. Die Kashrut ist dafür ein gutes Beispiel. Nicht alle jüdischen Haushalte sind koscher, aber fast jeder Jude weiß, was er zu tun hat, damit sein Glaubensgenosse an seinem Tisch essen kann. Anwendung des Gesetzes, Kenntnis des Gesetzes, Übertretung des Gesetzes, all das sind Möglichkeiten der Beziehung zum Gesetz.

- Keine universale Bestimmung, die nicht gleich das Risiko der Verdünnung der Botschaft in sich trüge: Das Zusammenleben des jüdischen Volkes wird durch die Weitergabe seiner Geschichte im Inneren gestärkt, einer religiösen Erzählung, erbaut aus Riten, betont durch die großen religiösen Zusammenkünfte wie die Feste. Viel spielt sich im Schoße der Familie ab, die Gemeinde ist die erweiterte Familie, und in einer Familie gibt es immer alles, aber die Familienbande haben Vorrang vor den Meinungsverschiedenheiten.

Demzufolge kann niemand die Universalität der Botschaft abstreiten. Die Psalmen sind dafür ein eindrucksvolles Beispiel: Wir und Sie, wir können alle zusammen Psalmen rezitieren. Ihr Gehalt ist für alle zugänglich, gleichgültig, welcher Religion man angehört, oder ungeachtet des Eifers, dem man ihrer Ausübung beimisst. Das liegt an der universellen Bedeutung ihres Inhaltes, am majestätischen Atem, der ihnen innewohnt. Sie ermöglichen die Einheit aller Strömungen, und selbst etwas, das die Spaltungen zwischen Juden und Christen übersteigt.

- Das Gesetz ist nur ein Bestandteil der jüdischen Existenz. Die Kultur, die Zivilisation, das Zugehörigkeitsgefühl, das man heutzutage Identität nennt, die Schicksalsgemeinschaft, sind stärker als die Spaltungen und Unterschiede. Das bedeutet eine große Bandbreite von Arten der Zugehörigkeit. Nur die Extreme, wie zum Beispiel die Bewegung Haredi (die strengste Orthodoxie) sind wirklich sektiererisch, da sie sich im Besitz der absoluten Wahrheit wähnt und sich vermutlich aus Sorge um ihren Fortbestand gänzlich von anderen abschottet und alle ausschließt, die nicht so denken wie sie.

Selbstverständlich gibt es Meinungsverschiedenheiten bis zur Kontroverse, aber alle Juden können zusammen beten, soweit sie es wollen, und

theologisch diskutieren, gewiss ohne einander zu überzeugen, aber indem sie das Feld des theologisch Möglichen dabei erweitern.

Die Einheit aller Strömungen würde meiner Einschätzung nach eine Verarmung darstellen. Ursprung und Ziel dieser Strömungen ist und bleibt die Verankerung im biblischen Text, der Bezug zum Gesetz, zur Geschichte und zum gemeinsamen Schicksal. Die Entsprechung zur Ökumene im Judentum ist zu allererst das Bekenntnis zu einem grundlegenden Text.

Übersetzung aus dem Englischen: Markus Schaefer